

Dickchen und ihr Horoskop.

Kleine Satire von Marga Pfeiffer.

Sie wird überall nur Dickchen genannt, und nicht mit Unrecht. Denn sie ist ein kleiner Bummel, dunkelbraunblau und mehr als mollig. In ihrem Gesicht, das rund und süß wie ein Mond ist, sitzt über einem vollen, kirschfarbenen Mund eine allerliebste Stupsnase mit beweglichen Nüstern, und rechts und links davon blinkern zwei lede braune Augen. Sie sieht aus, als ob sie gern Schokolade äße, zu allerhand neckischen Streichen ausgelegt sei und gern einem netten jungen Mann, so anmutig es ihre Rundlichkeit eben erlaubt, um den Hals fiele.

Dem sie aber nicht so. Dickchen wartet. Sie wartet mit Geduld. Sie hat die Witte der Zwanzig schon überschritten, und es ist ihr noch kein Mann in den Weg gekommen, der mit einigermaßen guter Stellung und anständigem Charakter die Möglichkeit einer solchen Ehe hätte bieten können. Aber sie sucht Beruhigung und Befreiung im Studium gewisser Wissenschaften; in Phrenologie, Physiognomie, Graphologie, vor allem aber in all jenen ungründlichen Beziehungen zwischen Erde, Mensch und Sonne, Planeten und Sternbildern, — was man so als Astrologie bezeichnet.

Und sie betreibt all diese Dinge mit großem Eifer. Sie geht in die Cafés und studiert Menschen, besonders Männer. Sie traut sich zu, mit Hilfe ihrer phrenologischen Kenntnisse einem jeden unwiderrüchlich bis in die geheimsten Winkel der Seele zu schauen. In Graphologie freilich hat sie es noch nicht so weit gebracht. Und in Astrologie überläßt sie neidlos großen Männern den Ruf der Kompetenz.

Sie schickte ihr genaues Geburtsdatum an einen Astrologen, bekam ihr Jahreshoroskop gestellt und wußte, daß ihr ein einschneidendes Erlebnis und großes Glück bevorstehe. Es würde im Dezember sein. Vor dem November aber sollte sie sich hüten. Er könne ihr großen Schaden, ja gar ein Unglück bringen.

Dickchen hat keine Angst vor dem November. Wenn im Dezember das Glück zu ihr kommt, dann ist es klar, daß sie von dem grauen Unglücksmonat glücklich verurteilt ist. Sie wird schon auf der Hut sein. Sie ist ja nicht auf den Kopf gefallen.

Ach, es ist schön, in Erwartung des kommenden Glückes wie in Knospen zu stehen. Man steht mit dem Gedanken auf. Man geht mit ihm ins Geschäft, man geht davon befreit nach Hause, man geht damit zu Bett... und selbst der Schlaf ist noch phantastisch erfüllt davon...

Im November ist Dickchen sehr vorsichtig. Sie verrichtet ihre Arbeit im Geschäft aufs genaueste, geht allen Debatten aus dem Wege, meidet die Cafés und guckt sich auf dem dunklen Nachhausewege heimlich um...

So treibt sie es bis gegen Ende November. Dann laßt sie sich eins. Nun ist die Gefahr wohl überstanden. Sie kann es wohl auch wieder wagen, mal abends in ein Café zu gehen. Was kann ihr jetzt noch geschehen?

Aber es geschieht doch etwas. In einer Nische sitzt ein junger Mann, der sie beobachtet. Er hat einen gutgebauten Kopf, ein schmales, raffiges Gesicht, hohe Stirn, ernste Augen, einen nicht zu vollen und nicht zu schmalen festgeschlossenen Mund.

Dickchen überfliehet alles mit einem Blick. Das ist ein Mann, bei dem Geist, Herz und Vitalität in gutem Einklang miteinander stehen, eine harmonische Natur, zweifellos...

Dickchen ist brennend interessiert. Sie ist sogar etwas aufgeregt, weil sich der Fremde ebenfalls zu interessieren scheint. Sie ist so aufgeregt, daß sie eine hochpolitische Tageszeitung beim Kassier bestellt, die sie sonst gar nicht in die Hand nimmt. Sie will diesem geistigen Fremden zeigen, daß sie nicht wie die kleinen Mädchen Modeszeitungen, Filmzeitschriften und Witzblätter liest! Sie vertieft sich heuchlerisch in die Zeitung und legt sie dann weg, sieht nach der Uhr und forciert ihre Armbanduhr.

Da erhebt sich der Fremde, geht auf ihren Tisch zu — Dickchen stockt der Atem — der Fremde verbeugt sich: „Gestatten Sie?“ und weist auf die Zeitung. Dickchen sieht ihn verdattert an. Der Fremde verbeugt sich nochmals. Er murmelt einen Namen, den Dickchen nicht versteht.

„Gestatten Sie, daß ich hier Platz nehme?“

„Um Dickchen dreht sich alles. Wie, sie soll ihm gegenüber sitzen? Mit diesem Gitzern und Beden im ganzen Körper? Unmöglich!“

Und mit einem Male fällt ihr die Prophezeiung ein... Sie hätte vor dem November... Schaden bringen, Unglück... im Dezember erst das Glück...

„Bitte“, sagt sie kaum hörbar. Und in einer wahrnehmbaren Geste steht sie auf, rafft Handtasche und Hut zusammen, sagt „Guten Abend“ und geht... geht unsicheren Schrittes zum Café hinaus, rennt loslos durch die Straßen und sinkt weinend über ihrem Bett zusammen.

In der Nacht träumt sie, daß der junge Mann im Café das Glück gewesen wäre und daß sie es von sich gestohlen hätte in der Angst vor dem Unglück...

Am nächsten Abend ist sie ständiger Gast in dem Café. Mit Herzklappen prüft sie jeden Neueintretenden. Aber von dem Fremden entdeckt sie keine Spur mehr. Dickchen verzehrt sich fast in Sehnsucht.

Der Dezember geht hin, ohne daß sich irgend etwas ereignet. Und es wird ihr immer mehr zur Gewißheit: Sie ist furchtbar daran. Sie hat den Wind der Sterne mißgewartet. Daß der Fremde vor den Kopf stieß, das war es ja gerade, wovor sie sich hätte hüten sollen... Ohh... die Reue, die bittere Reue...

Und so, noch immer im Wanderswohn an Horoskop und Sternenschilder besessenen, rollt Dickchen durch ihre kleinen Leben — als ihr eigener unglückseliger Saturn.

„Was sehe ich, Sie sind wieder da?“ eilte mir der kleine Dide freudestrahlend entgegen. „Über, noch zwei ‚dite‘, bitte! Wissen Sie, weshalb ich ‚dite‘ sage? Dahehe! Das ist doch der Witz mit dem Regier! Der trinkt aus Versehen englische Sauce, weil er sie für Rum hält, und als er hört, daß zwei Hamburger Hafenarbeiter neuen Rum bestellen und ‚Kellner, dite!‘ rufen, bestellt er eben auch ‚dite‘ und kriegt wie der englische Sauce! Großartig!“ Und dabei fing er an zu drücken, daß sich alle Gäste in der Bar umfanden. Verdammte, jetzt wurde mir die Sache mit den blassen Wigen aber zu dünnlich. „Ich gehe jetzt schlafen!“ sagte ich kurz. — „Ach auch“, stimmte Sebaldius zu, „wissen Sie schon, daß ich eine fabelhafte Idee ausgeknobelt habe, als Sie fort waren? Ich trauke nämlich mit Ihrem Kabinenwachmann den Weg, niederzufallen. Ich schlafe jetzt in Ihrer Kabinen! Wir werden uns noch großartig unterhalten...“

Auch das noch! Entsetzlich! Als ich endlich morgens gegen drei einschliefe, war der Dide bei dem Witz gelandet, wie ein Engländer einem Schotten — — na, Sie wissen schon!

Am nächsten Morgen erschien Sebaldius mit starker Verspätung an meinem Frühstückstisch und sagte: „Am 12. ich vielleicht ein ähn sehen?“

„Nanu, soll das Portugiesisch sein?“ fragte ich. Er schüttelte den Kopf, bestellte den Kaffee und verdrückte zwei weiche Eier. Er war übrigens wie umgewandelt und sprach den ganzen Tag kein Wort. Ja, ich konnte mich sogar zu ihm setzen und ihm jämliche Witze erbarmerlos wiedererzählen, die er selbst mir erzählt hatte — er sagte nur: „Nehmen, ähm!“ dazu und machte ein veräppeltes Gesicht. Gegen Mittag erzählte mir der Bordschmier, daß der Dide an seine Frau telegraphiert hatte, damit sie ihm sein Referatgehalt schickte. Ich lächelte still. Ich hatte ja gleich verstanden, was der „portugiesische“ Satz bedeutete, nämlich: „Haben Sie nicht vielleicht meine Zähne gesehen?“ Ein Mann ohne sein Gesicht kann eben nicht reden — das war das Geheimnis!

Am nächsten Mittag hörte ich in der Stadt, daß Sebaldius Referatgehalt angekommen war — aber zu spät! Den Versicherungsauftrag hatte ein Konkursverwalter weggeschmarrt. Der kleine Dide schimpfte nicht schlecht, als er es erfuhr. Und das alles wegen eines dämlichen festlichen Gebisses! Aber ich stelle mir heute vor, wie er erschrocken er erst gewittert haben muß, als er am Nachmittag folgenden Brief von mir im Hotel erhielt:

„Berechtigter Herr Sebaldius! Bevor ich abreise, möchte ich Ihnen herzlich danken für die schönen Stunden, die Sie mir mit Ihren reizenden Witzn bereiteten haben. Es war eine wundervolle Ueberfahrt — ganz, wie Sie vorausgesetzt hatten! Hoffentlich haben Sie in der Stadt den gewünschten geschäftlichen Erfolg, der mir an Bord leider verfiel. Bei dieser Gelegenheit sende ich Ihnen übrigens Ihr Gebiss zurück, das aus Versehen in meine Reisetasche geraten war, und empfehle mich Ihnen mit den besten Grüßen, Ihr Hannes Butenschön.“

Aus aller Welt

Der Heß schlugen einen Brücken...

Würdige Nachfolger des Prinzen Eugen, der nach Auslage jenes berühmten alten Liedes einen Brücken über die Donau schlagen ließ, sind die deutschen Techniker, die jüngst die Pentawo-Brücke bei „Stadt und Stellung Selaerab“ über den Strom bauten. Das Werk wird allgemein als meisterlich anerkannt. Die Donau ist dort 1200 Meter breit. Die Brückenhöhe beträgt über den Aufstiegen zehn Meter und steigt bis zur Mitte auf 24 Meter an. Neben dem Eisenbahngleise zieht sich eine 450 Meter breite Straße hin, die dem allgemeinen Verkehr dient. Von der Hauptöffnung aus, die auf der Westseite liegt, wölben sich fünf Bögen aus Eisenbeton von zusammen 135 Meter Länge. Von den 21 Pfeilern, auf denen die Brücke ruht, stehen acht im Strom. Sie mußten bis zu 30 Meter unter Mittelwasser gegründet werden.

Seltene Trauung.

Die japanische Musiklehrerin Masaka Sagasaki hatte sich vor Jahren in Tokio mit ihrem Landsmann Joseph Dya verlobt. Dann aber verließ der Bräutigam seine Heimat, um in der Neuen Welt sein Brot zu suchen und später das Mädchen heimzuführen. Ehe er indessen dazu kam, erkrankte er schwer. Sie fühlte sein Ende nahen. Seine Verlobte eilte zu ihm und erhielt, da an eine Bereinigung nicht mehr zu denken war, von dem Sterbenden die Versicherung, er würde sie auch über das Grab hinaus lieben. Die junge Masaka erklärte, selbst der Tod solle sie beide nicht trennen. Opa starb. Wie sollten die zwei nun weiter vereint bleiben? Man fand einen Ausweg. Der tote Bräutigam wurde verbrannt, die Asche nahm die Braut mit in die japanische Heimat, und dort wurde die Ehe unter feierlichen Riten vollzogen.

Rache ist süß...

Humoreske von Hannes Butenschön.

„Drei Heiße Pfeife gelien durch die Luft. Die Matrosen liefen zur Kefing, um die Kaufbrücke einzuziehen. Ungebuldig ließ der Kapitän noch einmal seinen Blick über den Dampfgleisen — als plötzlich der kleine Dide angetanzt kam. Er trug eine leberne Handtasche, die mit Hotelzetteln aus allen großen Städten der Welt befüllt war, pustete wie ein Tornado, schüttelte mir sofort impulsiv die Hände (obwohl ich keinen Dunst hatte, wer er war) und zog plötzlich sein Taschentuch, um wie ein Wüder zum Kai hinüber zu winkeln.“

„Sie lassen Ihre Lieben zurück?“ fragte ich distrikt. „I bewahre!“ sprudelte er hervor. „Ich winks aus reiner Leidenschaft. Immer, wenn ich wegfare, winks ich. Das macht mir großen Spaß. Man kommt sich so gehoben vor.“

„Ich nichte dazu, aber das hätte ich nicht tun sollen, denn sofort rief er: „Sehen Sie, ich habe es Ihnen gleich angesehen, daß wir verwannte Seelen sind! Großartig! Wir werden uns eine gemüthliche Ueberfahrt machen. Uebrigens: Sebaldius ist mein Name. Ich reise in Versicherungen. In was reisen Sie?“

„Sagungen in Literatur — wenn man auch den Ausdruck zeigen nicht gerade gebrauchen darf“, gab ich zurück.

„Aha, verfolge: Zeitungshändler...“ flüchte Sebaldius sachverständig. — „Kein, Journalist“, verbesserte ich.

„Was Sie nicht lesen!“ rachte der kleine Dide. „Dann habe ich fabelhafte Neugierigkeiten für Sie. Man sieht Ihnen ja an der Nase an, daß Sie Hamor lieben.“

„Nun ja“, meinte ich mit leichtem Jögern, „ich schreibe hin und wieder Humoresken.“

„Sehen Sie, habe ich nicht Menschenkennschlid?“ rief Sebaldius entzüd. „Ja, ja, mir macht so leicht keiner was vor, mein lieber Herr Zusehdümel!“

„Butenschön!“ verbesserte ich.

„Ganz recht, so sagte ich ja“, bemerkte er sachlich. „Kennen Sie übrigens den Witz von dem alten Schweden, der auf der Kommandobrücke steht? Ganz große Klasse, sage ich Ihnen. Also eines Tages fährt ein alter Schwede...“ Und nun fing er an zu erzählen, zu sprudeln und zu spunden...

Zwei Stunden später saßen wir in der Bar, tranken Cognat mit Selter, und der Dide sprudelte immer noch Wize, die ich längst in feinalten illustrierten Blättern gelesen hatte. „Kennen Sie übrigens den mit dem Regier, der im Hamburger Hafen eine Flosche englische Sauce trinkt?“ fragte er mich. — „Ja“, sagte ich, „aber nun entschuldigen Sie mich für fünf Minuten! Ich muß dringend einen Verleger besuchen, der zufällig hier an Bord ist.“ Als ich in den Rauchsalon trat, war es aber schon zu spät. Der Verleger hatte sich geärgert, daß ich ihn erst durch den Steward eine Vorführung schiden und ihn dann hinterher so lange warten ließ; er war bereits schlafen gegangen. Verstimmt eilte ich zur Schiffsbar zurück. Schade, da war vielleicht ein guter Abschluß zum Teufel!



Ein Dorf, das durch die Olympischen Spiele berühmt wird.

Auf dem 3055 Kilometer langen Wege, den das Olympische Feuer von Griechenland nach Berlin zurückzulegen hat, werden die Staffelläufer in Hellenendorf an der sächsisch-schwehischen Grenze erstmalig den Boden Deutschlands betreten. Am 31. Juli, nachmittags 2 Uhr 30 Minuten, wird der schwehische Marathonläufer das Olympische Feuer in Hellenendorf der deut-

chen Staffel in feierlichem Akt übergeben. Am 31. Juli werden die Augen der ganzen Welt auf das bis jetzt unbelannte Dörfchen gerichtet sein, aus dem wir ein Bild zeigen: der hart an der Grenze gelegene Gasthof Hellenendorf mit der Straße in die Tschechoslowakei. Am Schlagbaum findet die Zollabfertigung für den Grenzverkehr statt. (Schrich — M.)



Die Väter des Automobils auf den neuen Briefmarken.

Das fünfzigjährige Jubiläum des Kraftwagens und die diesjährige „Internationale Automobil- und Motorradausstellung Berlin 1936“ haben die Deutsche Reichspost zur Herausgabe von zwei Sondermarken veranlaßt. Das Wertzeichen zu 6 Pf. trägt das Bild von Gottlieb Daimler, das Wertzeichen zu 12 Pf. das Bild von Carl Benz. (Wogendorf — M.)